

## Die Freiheitskriege in Goethes Briefen.

**U**nter der Aufschrift: „Zurück zu Goethe? Nein, zurück zu Schiller!“ erörterte schon im Herbst 1914 die große deutsch-amerikanische Zeitung „Mississippi-Blätter“ die Frage nach dem deutschen Nationaldichter für die Zeit des gegenwärtigen Weltkrieges. Der kleine, mit Sachkenntnis geschriebene Artikel war die Antwort auf die Anklage, welche Maeterlinck, Bergson, Shaw und andere ausländische Literaturgrößen gleich zu Anfang des großen Völkerringens gegen Deutschland erhoben: es habe durch seine Kriegserklärung die geheiligten Traditionen eines Goethe verlassen. — Er schließt mit den bemerkenswerten Worten: „Hell funkeln am Dichtershimmel Deutschlands die zwei Dioskuren; in den Zeiten des Friedens, der weltbürgerlichen Ruhe scheint vielen Goethe das glänzendere Licht auszustrahlen; wenn aber vaterländische Erhebung, die Sammlung aller Kräfte unseres Volkes nottut, so ist es Schiller, der uns vorleuchtet. Und darum antworten wir den überflüssigen Mahnern in der Fremde, die uns gerade jetzt auf Goethe und seine olympische Ruhe verweisen, ein freudiges: Zurück zu Schiller!“ (Sonntagsnummer vom 11. Oktober 1914.)

Man wird diese Sätze ohne Einschränkung unterschreiben können; denn es wäre ein leichtes, sowohl die willensstarke, männliche Richtung der Poesie eines Schiller wie die allem Kampf und Streit abholden, dem friedlichen ästhetischen Genuß gewidmete Art eines Goethe im einzelnen nachzuweisen. Ganz besonders kann es über die Tatsache der kühl beobachtenden Zurückhaltung des weimarischen Geheimrats gegenüber der naturgewaltigen deutschen Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege unter Goethe-Kennern eigentlich keine Meinungsverschiedenheit mehr geben, mögen sie auch in der Erklärung bzw. Entschuldigung dieser für manche von ihnen unsafbaren Erscheinung noch so weit auseinandergehen. Selbst seine eifrigsten Verteidiger geben heute zu, daß Goethe kein „Durchschnittspatriot“ gewesen sei. Mit andern Worten: der gefeiertste deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts gehörte nicht zu der Schar opferwilliger Vaterlands-

freunde — den „Durchschnittspatrioten“ aus eiserner Zeit —, denen Deutschland seine Rettung aus langjähriger, drückender Knechtschaft verdankte.

Dennoch würde man zu weit gehen und des Dichters Verhalten in jenen Schicksalsjahren zu streng beurteilen, wenn man ihm wegen seiner bekannten schrankenlosen Bewunderung für Napoleon, wegen gelegentlicher scharfer Ausfälle auf seine eigenen Landsleute und auf den jugendlichen Enthusiasmus der Freiheitskämpfer im besondern die vaterländische Gesinnung restlos absprechen wollte. Ihm fehlte ganz gewiß die ideale Begeisterung für ein großes geeinigtes Vaterland, die opferfreudige Hingabe an die Interessen seiner Mitbürger, das Verständnis für die Geschichte und für die beiden mächtigsten Stützen des Staates: Religion und Sittlichkeit; aber er besaß einen gesunden nüchternen Blick für die Forderungen des Tages, für die künstlerischen und wirtschaftlichen Aufgaben seines Volkes, nicht zuletzt für die mannigfachen Schäden und Gebrechen, an denen Deutschland zu Anfang des 19. Jahrhunderts anerkanntermaßen krankte. Eine Besserung der politischen Übelstände, zumal die Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft, hielt er freilich auf absehbare Zeit für gänzlich ausgeschlossen. — Das war ein Irrtum, der beweist, daß dem vornehmen Kunstdichter die innige Fühlung mit seinem eigenen Volke in bedenklichem Maße abging. — An der Beseitigung der kulturellen Rückständigkeit und Schäden dagegen arbeitete Goethe selbst in der Zeit seiner größten Mißstimmung gegen die übersäumende patriotische Sturmflut der Jungen ehrlich, unermüdlich und gewiß nicht ohne Erfolg. Davon legen seine damaligen Briefe beredtes Zeugnis ab. Dank seines reichen, vielseitigen Wissens und einer sechzigjährigen Erfahrung macht der alte Staatsmann und Dichter hier eine Menge von klugen Bemerkungen, erteilt vernünftige, den Verhältnissen angepasste Ratschläge und gibt häufig so überraschend zutreffende praktische Winke für die unverdroffene Weiterarbeit der Nation hinter der Front, daß einige dieser Briefstellen heute genau so zeitgemäß erscheinen, als wären sie in unsern Tagen eines langandauernden, schweren Völkerringens geschrieben. Von einer religiösen oder ausgesprochen sittlichen Betrachtungsweise nimmt Goethe, wie bekannt, immer Abstand. Das ist ein großer Mangel. Was aber vom rein menschlichen Standpunkte eines hochbegabten Geistes über einige von den kulturellen Problemen, die ein großer Krieg aufwirft gesagt werden kann, das enthalten die Briefe Goethes aus jenen Jahren.

Wenn ich daher im folgenden diese Seite in des Dichters reicher Korrespondenz besonders hervorhebe und auf seine unfreundlichen Äußerungen gegen manche patriotische Erscheinungen, nur wo es um des Gesamtbildes notwendig erschien, eingehe, so findet diese Beschränkung in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ihre genügende Rechtfertigung. Die Zitate sind unter Beibehaltung der eigentümlichen Interpunktion genau der großen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken entnommen.

Wie wenig den Dichter im allgemeinen die hohe Politik interessierte, beweist schon der Umstand, daß Napoleons gewaltiger Heereszug gegen Rußland im Sommer und Herbst 1812 erst fast ein halbes Jahr nach Beginn, nämlich am 14. November, von Goethe in einem längeren Brief an den Diplomaten Karl Friedrich v. Reinhard nebenbei erwähnt wird. Die durchaus charakteristischen Sätze lauten: „Daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben. Dehli ging auch erst nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die +++++ der Eroberer. Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die +++++ der Eroberten. Einen solchen Gegensatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester und ich auch Freunde vermissen, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freylich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir seyn müssen, um nach alter Weise heiter seyn zu können.“

Daran anschließend erzählt der Brieffschreiber im Tone übermütigster Spottlust seine eigenen Kriegserlebnisse aus der Zeit der halb berühmten, halb berühmten großen Retirade der „unbesiegt-krebstgängigen Preußen“ bei der „Campagne in Frankreich“, macht noch einige scharfe Bemerkungen über das deutsche literarische Publikum, das wie „ein ägyptischer Brut Ofen“ am liebsten über seinen eigenen Fehlern und Mängeln brüte, und schließt mit der heitern Nachschrift: „Daß manches im Literarischen vorgeht, was mir nicht gefällt, darf ich wohl nicht behaupten, daß ich mich manchmal darüber auch wohl äußern könnte und sollte, da ich denn doch auch ein public character bin, will ich nicht in Abrede seyn. Dieß ist nun aber einmal nicht meine Art, dagegen meine größte Lust, ein Schnippchen, nicht in der Tasche, sondern am Kamin zu schlagen, wenn ich mir's mit guten Freunden so leidlich als möglich behagen lasse. Soviel zur Entschuldigung des vorstehenden Späßes!“

Von Ende November bis zum Frühjahr 1813 lesen wir dann in Goethes Korrespondenz nichts mehr über die großen Welthändel, wenn man von einigen belanglosen entfernteren Andeutungen absieht. Von der ungeheuern Erregung der Geister, die in jenen Wintermonaten Deutschland durchzuckte und mit dem Anbruch des Frühlings zu einem Befreiungssturm von beispielloser Wucht erstarkte, findet sich hier auch nicht die Spur. Dagegen ergeht sich der Brieffschreiber während dieser Zeit auffallend oft und spiz über die vermeintlichen oder wirklichen literarischen Unarten seiner Landsleute. Die wichtigsten Stellen seien hier kurz angeführt.

Am 12. Dezember schreibt Goethe an seinen Intimus Zelter: „In-  
dessen ich nunmehr am dritten Theile meiner Biographie schreibe, gelange ich zu den ersten Wirkungen Shakespears in Deutschland. Ob sich wohl hierüber noch etwas Neues sagen läßt? — Ich hoffe es. Ob ich Jedermann nach dem Sinne sprechen werde? Daran zweifle ich sehr. Und da die Deutschen von jeher die Art haben, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehn, als der, der sein Leben damit zugebracht, so werden sie auch dießmal einige Gesichter schneiden, welches ihnen jedoch, in Betracht ihrer übrigen Untugenden, verziehen werden soll.“ — Am 25. Januar bemerkt er in einem Brief an v. Reinhard: „Es ist unglaublich was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun: denn das Gute was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Punkte und lichte Menschen fest, das Übrige mag quirlen wie es will und kann.“ — Den 5. Februar klagt der Dichter in einem längeren Schreiben an den Historiker Karl Ludwig v. Woltmann: „Die Deutschen haben die eigne Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen giebt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreien sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte.“

Mitte April brach Goethe von Weimar auf, um seiner Gewohnheit gemäß die böhmischen Bäder zu besuchen. Die Reise ging diesmal über Naumburg, Leipzig und Dresden nach Tepliz. Der friedliebende Dichter, der dem Krieg entrinnen wollte, kam nun auf Schritt und Tritt mit dessen mannigfachen Begleiterscheinungen in Berührung. Die verbündeten Heere waren um diese Zeit bereits nach Sachsen und Thüringen vorgedrungen. Überall auf den Landstraßen und in den Städten stieß der Badreisende auf Soldaten. In Dresden fand er schon Kosaken vor, die als „ächtes asiatisches Wahrzeichen“ ein Kamel mit sich führten. Bei der Familie Körner machte er den einen oder andern Besuch, und es war bei einer solchen Gelegenheit, daß Goethe jenes geflügelte Wort zu den feurigen Patrioten Körner, Arndt und ihrem Freundeskreise sprach: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ In Dresden, wo er sich einige Tage aufhielt, sah er auch die beiden verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland, ohne daß ihn dieser Anblick zu erwärmen vermochte. Im allgemeinen begnügt sich Goethe in den Briefen aus dieser Zeit mit der einfachen Aufzählung dessen, was er auf der Reise gesehen und beobachtet hatte. Er enthält sich jeglichen politischen Kommentars.

In Tepliz war der Dichter zwar dem Kriegsgetöse entrückt, da Österreich einstweilen noch an der Neutralität festhielt; aber die aufregenden Nachrichten, die nach dem friedlichen Badeorte durch Verwundete, Flüchtlinge und amtliche Kriegsblätter gelangten, störten den alten Herrn aufs unangenehmste in seinen ruhigen Natur- und Kunstgenüssen. Schon am Tag nach der Ankunft, am 27. April, meldet er seiner Freundin Gräfin Josephine D'Donell, der Hofdame der Kaiserin von Österreich: „Leider ist Tepliz jetzt so eine Art von Fegfeuer wo sich halbverdamnte Seelen unter einander peinigen indem sie sich zu unterhalten gedenken.“ Ein Brief der Gräfin machte wie gewöhnlich auf kurze Zeit allem Jammer ein Ende und bereitete ihm unsagbare Freude. Er dankt ihr am 1. Juni dafür in den überschwenglichsten Worten: „Wenn Sie wissen könnten, verehrte Freundin, welch ein entsetzlicher Druck die letzte Zeit her auf mir gelegen und was ich mir dabey für hypochondrische Noth über das Außenbleiben eines lieben Briefes gemacht; so würden Sie die Freude mit empfinden die mir durch Ihren letzten geworden ist. Ich will aber auch niemals mehr zweifeln und verzweifeln, sondern mich an den Sonntag Graudi erinnern, an dessen heitrem Morgen ich meinen schönsten, heißesten Wunsch erfüllt sahe. Es

ist völlig wahr wenn es auch räthselhaft und übertrieben klingt: Sie haben mich mir selbst wiedergegeben, Sie haben mir mit Töpliz, mit Böhmen ein Geschenk gemacht, ich sehe nun erst die Natur wieder und fange an mich derselben wieder von vorne zu freuen. So sey denn aber auch von nun an alles verbannt was irgend verdrießlich seyn könnte, ich will des bescheerten Guten mit reiner Freude genießen."

Die gute Stimmung hielt indes nicht lange an. Die Klagen über den Krieg und die Ungewißheit der Zukunft werden immer häufiger, der sehnflüchtige Ruf nach Frieden wird immer dringender. „Der Himmel gebe Frieden“, seufzt er in einer Note vom 23. Juni an Zelter, „um tausend und aber tausend Ursachen willen und dann auch damit wir Leser finden“, und ganz ähnlich in einem längeren Brief vom 13. Juli an seinen Verleger Cotta: „Gebe der Himmel Frieden; so werden wir auch Leser finden."

Trotz der Ungunst der Zeiten und obwohl der kränkeldne Dichter in dem kleinen Badeorte zum Kurgebrauche weilte, war er doch in Tepliz eifrig mit der Schlußredaktion von „Dichtung und Wahrheit" beschäftigt. Er sandte einen Teil des Manuskripts an seinen getreuen Zensor Riemer und nahm bei dieser Gelegenheit vertraulich, aber mit bemerkenswerther Bestimmtheit Stellung zu den damals infolge der politischen Ereignisse mächtig geförderten Sprachreinigungsversuchen der jungen Generation. Seine Äußerungen sind offenbar keineswegs das Ergebnis des augenblicklichen Unmuts oder der Laune, sie enthalten vielmehr ein aus voller Überzeugung gefälltes Urtheil des Dichtersfürsten über eine wichtige nationale Frage und verdienen daher auch heute noch Beachtung. Sie lauten: „Bei meiner letzten Sendung, werthester Freund, habe ich Ihnen abermals völlige Macht und Gewalt gegeben, die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und räthlich sey, wie wir auch schon früher gethan haben. Ich bin, wie Sie wissen, in diesem Puncte weder eigensinnig noch allzuleicht gesinnt, allein das muß ich Ihnen gegenwärtig anvertrauen, daß ich, im Leben und Umgang, seit ich von Ihnen entfernt bin, mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf die Sprachreinigung mit so großem Eifer bringen: denn da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen, so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint, und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusprechen, wie es Halbkennner vor gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, die irgend eine Ver-

zeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das geringste anzugeben wissen.“ (Brief vom 30. Juni 1813.) Die Sperrung stammt von Goethe selbst.

Mitte August traf der alte Herr wieder in Weimar ein und verlebte hier in möglichster Zurückgezogenheit die nun folgenden, weltgeschichtlich so bedeutungsvollen, aufregenden Tage und Wochen. In seinen übrigens nicht sehr zahlreichen Briefen aus dieser Zeit spiegeln sich die gewaltigen Weltereignisse, deren größtes, die Schlacht bei Leipzig, in der Nachbarschaft sich abspielte, in keiner Weise wider. Erst am 29. October, zehn Tage nach der Völkerschlacht, deutet eine kurze Äußerung in einer Note an den Verleger Cotta darauf hin. Goethe schreibt: „Ew. Wohlgeb. vernehmen gewiß mit Theilnahme daß das Ungeheure an mir und den Meinigen dergestalt vorübergegangen ist daß wir uns nicht zu beklagen haben. Zu überlegen gebe ich ob Sie nicht Herrmann und Dorothea in Taschenformat abdrucken und um wohlfeilen Preis austreuen mögen.“ Etwas ausführlicher verbreitet er sich am 30. October in einem längeren Schreiben an die Gräfin O'Donnell über die Schrecken der vergangenen Tage. Er sagt unter anderem: „Nachdem uns ein zwar gehofftes aber doch immer schweres Geschick lange gedroht, so brach es endlich am 21. und 22. October über uns herein, und wir hatten von der rohen losgelassenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie sich vorstellen daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken.“

Über diese „ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten“ geben die Tagebücher des Dichters in gedrängtester Kürze Aufschluß: 21. October. „In der Nacht Kosaken. Herzoginn nach Kosla. Unruhiger Tag. Auf dem Schloßplatze. Canonade deutlich zu hören. Franzosen bey Apolda. Abends bey Umpferstedt. Die Cossaken brechen auf. Kurzes Gefecht zwischen Umpferstedt u. Schwabsdorf. Franzosen gesprengt. Den Epilog mit Riemer durchgegangen. 22. Ruhige Nacht. Truppen Marsche. Oberfl. v. Boß sendet eine Saubegarde. Mittag zu Hofe. Kurz vor Tafel Überfall der Franzosen. Stundenlanges Gefecht. Gen. Thielemann zieht durch Weimar. Truppenm. bis zur Nacht. Einquartierung. Gen. und zwey Adjutanten. Wachfeuer um und in der Stadt.“ Aus anderweitigen Berichten wissen wir, daß der alte Herr in diesen schicksalschweren, unruhigen Oktobertagen mit dem Schrecken und einer erheblichen Einquartierung

— zeitweilig bis zu 24 Mann, meist gutmütige Österreicher — verhältnismäßig glimpflich davonkam.

Von da ab findet sich in den Briefen Goethes kaum noch eine entfernte Anspielung auf Schlachten und Truppenbewegungen. Der Krieg wurde von den Verbündeten schon um die Jahreswende nach Frankreich getragen, und die Gefahr eines großen Rückschlags konnte als beseitigt gelten. Um so häufiger kommt der Dichter nun auf die Pflichten der Nichtkämpfer zur Zeit des Krieges zu sprechen und ermuntert sich selbst und die Adressaten zu reger, unverdrossener Wiederaufnahme ihrer friedlichen Berufsarbeiten. Die betreffenden Stellen enthalten das Beste, oder, wenn man offen sprechen darf, das einzig Wertvolle, was Goethe in der Zeit der Freiheitskriege für die vaterländische Sache beisteuerte<sup>1</sup>. Sie sollen deswegen hier möglichst unverkürzt wiedergegeben werden.

Ausführlich äußert der Dichter sich zunächst in einem Brief vom 27. November an den Naturforscher und Sammler Johann Friedrich Zohn: „Haben Ew. Wohlgeboren seit jener Zeit, sich mit mehrerer Ruhe den sorgfältigen Prüfungen der Natur widmen können, erlauben es Ihnen Pflicht und Umstände in diesen stürmischen Zeiten noch immer thätig zu seyn; so wünsche ich dazu Glück, und fordere Sie auf nur immer emfiger Ihr wichtiges Geschäft zu betreiben: denn indeß, bey dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe, ein großer Theil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen welchen Verhältnisse erlauben in ihrer stillen Werkstatt zu verharren eine doppelte Pflicht das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorüber gegangener Kriegsnacht bey einbrechenden Friedenstag es an dem unentbehrlichen Prometheus'schen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation um so mehr

---

<sup>1</sup> Die Frage nach dem Werte des patriotischen Festspiels „Des Epimenides Erwachen“ scheidet hier schon deshalb aus, weil das Stück erst am Jahrestage der Einnahme von Paris zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde. Die Weimarer Bühne folgte dann am 7. Februar 1816. Nach übereinstimmenden Urtheilen der Zeitgenossen und der heutigen Literaturhistoriker liegt übrigens die Hauptschwäche dieser allegorisierenden Dichtung im Mangel an Natürlichkeit und innerer Wahrheit. Einige Tage nach der Aufführung in Weimar schrieb der Calderon-Übersetzer Gries an einen Freund: „Goethes ‚Epimenides‘ machte auf dem Theater eine langweilige Erscheinung. Ich habe nie ein Stück gesehen, das mit so großen Zurechtlegungen so wenig ausrichtete: darüber ist nur eine Stimme.“ Vgl. Baumgartner-Stodmann, Goethe II<sup>s</sup> 449—471.

bedürfen wird, als sich schon jetzt im Praktischen der Mangel theoretischer Vorübungen so hart empfinden macht. Wie ängstlich sieht man sich im Felde sowohl als in Städten nach Ärzten und Wundärzten um, und Ew. Wohlgeboren wissen am besten, was es heiße dergleichen gründlich zu bilden, damit sie in außerordentlichen Fällen sich tüchtig beweisen mögen.“

Ganz ähnlich, aber mit einer starken Beigabe von familiärem Scherz schreibt er zwei Tage später an seinen Frankfurter Freund J. F. H. Schlosser: „Da es uns schon längst, wenn wir nach einiger Zeit an Freunde schreiben oder sie wiedersehen, ergeht wie es nach dem jüngsten Gericht einst werden soll, daß man nämlich nicht weiß ob man auferstanden oder nur verwandelt ist; so ereignet sich es auch dießmal, man erstaunt, ja erschrickt, daß man nach so ungeheueren Ereignissen, nach so vielem was man rings um sich her fallen und untergehen sieht, doch noch selbst in dem Seinigen und mit den Seinigen existirt, und weil man noch lebt, so bescheidet man sich auch wohl daß man dieß alles erlebt habe. Da nun ferner der Mensch von einer wunderlichen aber glücklichen Art ist, daß er das Verlorene wieder zu erlangen, das Zerstückte wieder aufzubauen sogleich trachtet (wie ich denn bekennen will, daß mich, mitten in einer brennenden Stadt, der Gedanke eines künftigen schönen Aufbaus mehr als die Rettungs-Anstalt selbst beschäftigte) so wollen wir uns auch in diesen Augenblicken einstußeln fröhlich begrüßen, uns zum Wirken ermahnen und deßhalb eine lebhaftere Communication eröffnen.“

Als das wichtigste Friedensziel erscheint Goethe die Eindämmung oder möglichste Ausschaltung innerer Zermürbungen und Streitigkeiten, das richtige gegenseitige Sichverstehenwollen der verschiedenen Parteien und Richtungen, wobei er immer in erster Linie die seiner Ansicht nach gründlich zerfahrenen literarischen Verhältnisse im Auge hat. Seine im allgemeinen erhobene Anklage gegen die deutschen Schriftsteller und Kritiker richtet sich wohl hauptsächlich gegen die talentvollen, aber nach Unabhängigkeit strebenden jungen patriotischen Dichter und die ihnen nahestehenden Vertreter der Romantik: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagener Wunden kann nicht sicherer von Statten gehen und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervordringen als wenn die Deutschen sich nicht nur im Stillen und Einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr der Unglaube und Unwille der Volksglieder unter

einander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Conflict zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl unter einander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litaney unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst.

„Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen so bedarf die Nation kaum etwas weiter um sowohl sich aus der Gegenwart heraus zu reißen als der Zukunft getrost entgegen zu gehen.“ (Brief an Caroline v. Wolzmann vom Ende November 1813.)

Solchen Sätzen wird jedermann in der Theorie gern zustimmen. Die Schwierigkeiten beginnen aber, wenn zur praktischen Ausführung geschritten werden soll. Das war auch dem erfahrenen Menschenkenner Goethe vollkommen klar. Er gab sich diesbezüglich keinerlei Optimismus hin. Ein sorgfältig abgefaßter Brief vom 14. Februar 1814 an Franz Bernhard v. Buchholz bezeugt dies mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit. Das Schreiben aus der Zeit, da sich das ungeheure blutige Völkerringen allmählich dem Ende zuneigte, enthält wohl die bedeutsamste Stelle aus des Dichters Korrespondenz, die sich mit den Aufgaben des deutschen Volkes nach dem kommenden Friedensschluß befaßt.

„Die Vereinigung und Beruhigung des deutschen Reiches im politischen Sinne“, erklärt hier Goethe, „überlassen wir Privatleute, wie billig, den Großen, Mächtigen und Staatsweisen. Über einen moralischen und literarischen Verein aber, welche bey uns wo nicht für gleichgeltend doch wenigstens für gleichschreitend geachtet werden können, sey es uns dagegen erlaubt zu denken, zu reden. Eine solche Vereinigung nun, die religiöse sogar mit eingeschlossen, wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott einfiel, in Einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Da nun aber dieses nicht zu erwarten steht, so habe ich alle Hoffnung aufgegeben, und fürchte, daß sie nach wie vor sich verkennen, mißachten, hindern, verspäten, verfolgen und beschädigen werden.“

„Dieser Fehler der Deutschen, sich einander im Wege zu stehen, darf man es anders einen Fehler nennen, diese Eigenheit ist um so weniger abzulegen, als sie auf einem Vorzug beruht, den die Nation besitzt und dessen sie sich wohl ohne Übermuth rühmen darf, daß nämlich vielleicht in keiner andern so viel vorzügliche Individuen geboren werden und neben einander existiren. Weil nun aber jeder bedeutende Einzelne Noth genug hat, bis er sich selbst ausbildet, und jeder Jüngere die Bildungsart von seiner Zeit nimmt, welche den Mittleren und Älteren mehr oder weniger fremd bleibt; so entspringen, da der Deutsche nichts Positives anerkennt und in steter Verwandlung begriffen ist, ohne jedoch zum Schmetterling zu werden, eine solche Reihe von Bildungsverschiedenheiten, um nicht Stufen zu sagen, daß der gründlichste Etymolog nicht dem Ursprung unsers babylonischen Idioms, und der treueste Geschichtschreiber nicht dem Gange einer sich ewig widersprechenden Bildung nachkommen könnte. Ein Deutscher braucht nicht alt zu werden, und er findet sich von Schülern verlassen, es wachsen ihm keine Geistesgenossen nach; jeder, der sich fühlt, fängt von vorn an, und wer hat nicht das Recht, sich zu fühlen? So, durch Alter, Facultäts- und Provinzial-Sinn, durch ein auf so manche Weise hin und wieder schwankendes Interesse, wird jeder in jedem Augenblicke verhindert, seine Vorgänger, seine Nachkommen, ja seinen Nachbar kennen zu lernen.

„Da nun dieses Mißverhältniß in der nächsten Zeit immer zunehmen muß, indem außer den vom Druck Befrehten und wieder neu Auflebenden, nun auch noch die große Masse derer, welche durch kriegेरische Thatkraft die heilsame Veränderung bewirkten, ein entschiedenes Recht haben zu meinen, weil sie geleistet haben: so muß der Conflict immer wilder, und die Deutschen mehr als jemals, wo nicht in Anarchie, doch in sehr kleine Parteien zersplittert werden. Verzeihen Sie mir, daß ich so grau sehe: ich thue es, um nicht schwarz zu sehen; ja manchmal erscheint mir dieses Gemisch farbig und bunt. Gebe uns das gute Glück eine feste politische Lage, so wollen wir die obige Jeremiade in Scherz- und Spaßlieder umwandeln.“

Was Goethe später noch über die hier erörterten Fragen schreibt, ist zumeist nur eine Wiederholung des Gesagten. Eine unter dem Eindruck der weltgeschichtlichen Ereignisse angebahnte Schwenkung vom grauen Pessimismus zu einer etwas zuversichtlicheren Ansicht über die Zukunft des deutschen Volkes kommt jedoch in den Briefen ganz allmählich zum Ausdruck. Sie zeigt sich besonders bei der wiederholten zustimmenden Er-

wähnung des Werkes *De l'Allemagne* von Madame de Staël. Der Dichter meint u. a., die Deutschen würden sich in dem Buche kaum wiedererkennen, so groß seien die Fortschritte, die sie in jüngster Zeit gemacht hätten, und schließt seine Randbemerkungen mit dem Wunsche, der auch heute jedem Vaterlandsfreund aus der Seele gesprochen ist: „Möchten sie, bey diesem Anlaß, ihre Selbstkenntniß erweitern, und den zweyten großen Schritt thun ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Slaverey, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren inwiefern dieses möglich sey, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.“ (Brief vom 17. Februar 1814 an Sara v. Grotthuß.)

Mois Stockmann S. J.